

men z. T. ergänzt mit Varianten im Maßstab 1:2 vorgestellt, den Belegzeichnungen Taf. 1–25 in der Anordnung nach Gruppen folgend. Die sorgfältige Bearbeitung des Fundstoffes, die intensive und kritische Zuordnung zu Vergleichsfunden und deren Prüfung zur Datierung machen die Vorlage sowohl für die spätantike Keramik wie besonders auch für die der Völkerwanderungszeit und der Karolingerzeit zugewiesenen Gruppen zu einem wichtigen Beleg in einem Raum, der bislang für diese Jahrhunderte spärlich besetzt war.

Trier

Heinz Cüppers

Audrey L. Meaney, Anglo-Saxon Amulets and Curing Stones. British Archaeological Reports, British Series Band 96. Oxford 1981. XXXI und 364 Seiten, 226 Abbildungen.

Als L. Hansmann und L. Kriss-Rettenbeck 1966 ihr grundlegendes, aber etwas mühsam zu lesendes Werk „Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte“ veröffentlichten, war ihnen die auffällige Häufigkeit von Amuletten im Frühmittelalter Süddeutschlands durchaus geläufig. Rückblickend aus der Sicht des Volkskundlers erschiene ihnen viele Gegenstände in den Reihengräbern in entsprechendem Sinn interpretierbar. Die archäologische Forschung nahm davon wenig Notiz. Gewiß wurden immer wieder in den meisten Gräberfeldpublikationen unter Rubriken wie „Gürtelhänge“ oder „Anhänger“ Objekte erwähnt, die man mangels eines einsichtigen praktischen Zwecks gern als „Amulette“ apostrophierte, doch eine größere Diskussion entspann sich nur um die Funktion der durchbrochenen Zierscheiben (dazu zuletzt H. Dannheimer, Arch. Korrb. 6, 1976, 49ff.).

Natürlich war am Amulettcharakter einzelner Objekte und Formen nicht zu zweifeln. Sie fanden Aufmerksamkeit in kleinen Zusammenstellungen, so etwa die prismatischen Knochenanhänger (J. Werner, Jahrb. RGZM 11, 1964, 176ff. und Časopis Brno 57, 1972, 133ff.), die Bergkristallanhänger (H. Hinz, Jahrb. RGZM 13, 1966, 212ff.), die waffenförmigen Anhänger (R. Koch, ebd. 17, 1970, 285ff.), die Cypraeen (Th. Voigt, Jahresschr. Halle 36, 1952, 171ff.). Gleichsam von außen behandelte ferner Th. E. Haevernick „Perlen und Glasstücke als Amulette“ auch in frühmittelalterlichen Gräbern (Jahrb. RGZM 15, 1968, 120ff.). Einzig E. Salin bot in seinem Standardwerk „La civilisation mérovingienne“ eine größere Zusammenfassung unter dem Titel „Les Phylactères“ (Bd. 4 [1959] 49–118), doch kann sie wegen des veralteten Forschungsstands und mangelnder Differenzierung heute nicht mehr genügen. Dasselbe, wenn auch auf einer anderen Ebene, gilt für eine Heidelberger Dissertation aus dem Jahre 1974 von U. Arends (Ausgewählte Gegenstände des Frühmittelalters mit Amulettcharakter [1978]). Der Titel ist korrekt und führt dennoch in die Irre; Arends wählte nämlich aus der Vielfalt der in Frage kommenden Gegenstände nur einen kleinen Teil aus und beschränkte sich überdies auf das Gebiet zwischen Hochrhein und Untermain sowie auf Thüringen und die Gegend um Köln. Explizit behandelt er Schlüssel, Tierzähne, Cypraea-Schnecken, Wirtel aus verschiedenen Materialien sowie Scheiben oder Ringe aus Hirschhorn und Bein. Statt den geistigen Hintergrund dieser auffälligen Objekte mit oft eindeutigem Charakter zu beleuchten, verliert sich Arends indes in subtile Untersuchungen über die Konstruktion der Schlösser, zu denen die Schlüssel passen sollten („zur Symbolik des Schlüssels haben wir uns bewußt jeden Kommentars enthalten“), oder über die Herstellungsweise der Glaswirtel. Die Anmerkungen über einen möglichen Amulettcharakter gehen selten über drei Zeilen hinaus und ziehen sich auf allgemeine

Vermutungen zurück. Für den genannten Raum bietet die Arbeit nützliche Zusammenstellungen der einschlägigen Grabfunde und entsprechende Verbreitungskarten, doch zur Systematisierung und Interpretation des Phänomens der frühmittelalterlichen Amulette trägt sie so gut wie nichts bei.

Ganz anders steht es mit dem Werk von Meaney, dessen Anfänge – als kleiner Aufsatz gedacht – in das Jahr 1965 zurückreichen. Warum es erst 1981 erscheinen konnte, schildert die in Australien lebende Autorin mit Understatement im Vorwort. Einige Studienaufenthalte in Europa erleichterten zwar den Kontakt mit Kollegen und hilfsbereiten Bibliothekaren, aber man kann sich ausmalen, welche Ausdauer dazugehört haben muß, über die Jahre hinweg konsequent am Thema zu bleiben. Um so mehr ist zu bewundern, wie sehr die Autorin auch die deutschsprachige Literatur berücksichtigt und sinnvoll einzuarbeiten weiß. Das Manuskript wurde im wesentlichen wohl 1978 abgeschlossen (vgl. S. 319 Anm. 38a). Der Zweck des Buches besteht darin, „to examine the possibility that certain objects found in the graves of the early Anglo-Saxons were credited by them with magical powers“ (S. 3). Da auch in den Nachbarwissenschaften die Begriffe „Amulett“, „Talisman“, „Zaubermittel“ verschieden gehandhabt werden, entschließt sich Meaney zu einer pragmatischen Lösung, nämlich vorerst einmal alles Einschlägige als „Amulett“ zu bezeichnen, wobei später dann die genaue Funktion untersucht werden soll. Daher schließt sie auch die „curing stones“ mit ein, weil erstens der Übergang zum eigentlichen Amulett fließend ist (hinsichtlich Formen und Materialien) und zweitens beiden eine magische Kraft zugesprochen wird.

Um das Wesen des Amuletts näher zu erfassen, wird zunächst „the psychology behind the use of amulets“ anhand von Quellen aus altenglischer Zeit bis zur modernen volkskundlichen Analyse gestreift (S. 4ff.). Dem eigentlichen Untersuchungsgebiet näher stehen dann spätantike und mittelalterliche Quellen, die auf Amulette und Zauberei Bezug nehmen. In der Mehrzahl handelt es sich dabei um kirchliche Schriften (S. 8ff.), denn auch in England steht man vor der paradoxen Situation, daß man Einzelheiten des „Volks Glaubens“ nur darum halbwegs kennt, weil die Kirche kräftig dagegen gewettert hat (vgl. zuletzt A. J. Gurjewitsch, Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen [Dresden 1978/München 1980] 352–399: Probleme der Volkskultur und der Religiosität im Mittelalter; dazu als vorwiegend philologisch orientiertes Korrektiv wichtig eine Untersuchung über die spätantik-mediterranen Topoi, die vor allem auf Caesarius von Arles zurückgehen und noch lange immer wieder abgeschrieben wurden, ohne daß die konkreten Verhältnisse am Ort und in der jeweiligen Zeit gebührend berücksichtigt wurden: D. Harmening, Superstitio. Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters [1979]). Zur Ergänzung dienen angelsächsische Zaubersprüche aus dem Frühmittelalter, die eine Verwendung von Gegenständen in bestimmten Ritualen erkennen lassen (S. 15ff.).

Manche von diesen Gegenständen begegnen nun auch in den Gräbern, und an diesem Punkt setzt die nähere Umschreibung der Objektgruppe ein. Erstens sollte durch die schriftliche Überlieferung (am besten gleichzeitig, aber auch möglich durch antike Quellen bis hin zur modernen Volkskunde) dokumentiert sein, „that the object was believed to have magical powers“ (S. 24). (Hier vermißt man den Hinweis auf E. Stemplinger, Antiker Volks Glaube [1948], der allerdings keine Quellenbelege angibt.) Zweitens sollte der Befund im Grab so beschaffen sein, daß eine besondere Wertschätzung des Gegenstands naheliegt. „If it is neither beautiful nor useful, then we have an *a priori* case for considering its value to the owner consisted in something intangible“ (S. 26). Nach dieser Definition werden „useful objects“, etwa Fibeln oder Gürtelschnallen, ausgeschlossen, auch wenn sie auf eine Weise verziert oder konstruiert sind, die ebenfalls an einen magischen Hintergrund denken läßt. „On the whole, I have confined

myself to those objects that were magical by virtue of their own substance, or their natural form“ (S. 27) – in Termini der Volkskunde also: Stoff- und Gestaltheiligkeit. Angeschlossen werden „manufactured amulets“, sofern es sich um eindeutige „talismans“ handelt (etwa Anhänger in Gerät-, Waffen- oder Handgestalt, verschiedene Ringe, aber auch Glasperlen) oder um Altstücke, die schon damals als solche aufgelesen und sorgsam verwahrt wurden – vom Steinbeil bis zur römischen Münze.

Der Befund im Grab ist deshalb besonders wichtig, weil öfters mehrere Amulette zusammen vorkommen, und zwar entweder auf Halsketten gefädelt, in einer vom Gürtel hängenden Tasche bzw. an einem langen Band getragen oder in einem Holzkästchen oder Beutel verwahrt. Sind damit noch andere Dinge vergesellschaftet, deren Amulettcharakter nicht von vornherein auf der Hand liegt, „the chance that at least some of the others were also amulets is materially increased“ (S. 28). Damit bedient sich Meaney derselben Methode, wie ich sie bei der Identifizierung und Interpretation der keltischen Amulette angewandt habe (Keltischer Volksglaube. Amulette und Sonderbestattungen am Dürrnberg bei Hallein und im eisenzeitlichen Mitteleuropa. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 28 [1975]; im folgenden zitiert als: Volksglaube). Teils handelt es sich um ein Ausschlußverfahren, teils um eine Auswertung der Vergesellschaftung von zunächst unscheinbaren Dingen.

Die Frage, welcher Personenkreis bevorzugt Amulette trug, wird leider sehr knapp behandelt. Es werden nur einige wenige besondere Beispiele aufgezählt, ohne wenigstens summarische Gräberfeldanalysen vorzulegen (S. 28 ff.). Da einige Ergänzungen erst am Schluß der Arbeit mitgeteilt werden (S. 239 ff.), ergibt sich eine unnötige Inkonsequenz im Aufbau, denn für das Verständnis der folgenden Kapitel wären solche vorweggenommenen Ergebnisse nicht notwendig.

Diese Kapitel gliedern die Amulette in fünf Kategorien, von denen sich drei am Material orientieren (pflanzlich, mineralisch, tierisch), eine an der äußeren Form (vor allem Anhänger von signifikanter Gestalt) und die letzte an einer geistigen Dimension, nämlich der Eigenschaft als „Altstück“. Was hier zusammengestellt und kommentiert ist, fällt nicht weiter aus dem Rahmen dessen, was von der Urzeit bis heute (seit einigen Jahren wieder verstärkt in gewissen Kreisen!) als Amulett für wirksam erachtet und getragen wurde (vgl. auch H. Nemec, Zauberszeichen. Magie im volkstümlichen Bereich [1976]). Daher mögen Anmerkungen zu einigen erwähnenswerten Details genügen.

Am Anfang stehen die „vegetable amulets“ (S. 38–65), ein Thema, das vom Archäologen aufgrund der Fundüberlieferung nicht vor dem Frühmittelalter mit Gewinn zu behandeln ist. Zwar stehen auch dann nur sehr wenige erhaltene Pflanzenreste zur Verfügung, aber immerhin geben die schriftlichen Quellen Aufschluß über die Wichtigkeit der verschiedenen Pflanzen für bestimmte Zwecke und Rituale. Hier bietet Meaney ein reiches Material, das ohne weiteres auch für den Kontinent nutzbar gemacht werden kann. Konkret sind neben einigen gefaßten Holzanhängern vor allem die bronzenen Kapseln zu nennen, in denen allerlei Substanzen durch die Kupfersalze erhalten blieben (zur Interpretation siehe unten). Bemerkenswert ist der Hinweis auf Samenkapseln im Bereich von Halsketten – eine Möglichkeit, die auch bei der Rekonstruktion von Halsschmuck aus anderen Zeiten in Betracht gezogen werden sollte (vgl. Pauli, Der Dürrnberg bei Hallein 3. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 18 [1978] 141).

Im Kapitel über die „mineral amulets“ (S. 67–104) werden vor allem Perlen aus Bernstein, Gagat, Achat, Amethyst, Quarz und Kalkstein abgehandelt. Teils waren sie auf Halsketten gefädelt, teils dienten sie als Abschluß von Gürtelgehängen, teils gehörten sie als „magische Schwertanhänger“ zur männlichen Sphäre. Die Herkunft dieser auffälligen Materialien ist nicht immer zu klären. Bernstein etwa gibt es auch an der englischen Ostküste, aber selbst die naturwissenschaftliche Analyse kann ihn bisher nicht

vom „Baltic Amber“ der Ostsee und Rußlands unterscheiden (S. 69). Die Frage nach der Herkunft stellt sich ebenso beim Quarz. Meaney deutet an, daß er „importiert“ sei, und zwar zum Teil sogar aus sehr fernen Gegenden wie Indien (S. 265). Dies scheint mir wenig wahrscheinlich, gibt es doch in den nicht germanisch besiedelten Highlands genügend Quarzvorkommen (S. 80): ich selbst habe 1962 neben einer wenig begangenen Aufstiegsroute zum Snowdon (Wales) ein Stück reinen Quarzes von 104 g Gewicht aufgelesen, aus dem man ohne weiteres einen größeren „Wirtel“ (etwa S. 79 Abb. III.1) anfertigen könnte. Hier ist doch eher ein Tauschhandel mit Nachbarn anzunehmen als planmäßiger Fernhandel über ganz Europa hinweg. Dafür spricht auch, daß in etlichen Gräbern einfache Quarzkiesel beobachtet wurden, die keine einsichtige Funktion besaßen, aber doch nach dem Befund als intentionelle Beigabe zu werten sind. Ihr Sinn und Zweck bleibt uns verschlossen, zumal solche Fälle nur bei sehr sorgfältig dokumentierten Ausgrabungen bekannt werden (Volks Glaube 126).

Ganz normales Gestein gewann an Anziehungskraft, wenn die Kiesel auf natürliche und darum um so rätselhaftere Weise durchlocht waren. Doch auch sonstige Kiesel waren begehrt und wurden zuweilen zum Aufhängen durchbohrt, wenn in ihnen wegen Gestalt, Farbe, sonstiger äußerlicher Besonderheiten oder einer individualpsychologischen Motivation eine besondere Wirksamkeit vermutet wurde.

Überraschend findet sich in diesem Kapitel auch eine Stellungnahme zu den Sieblöffeln, die in etlichen Gräbern mit den Bergkristallanhängern kombiniert auftauchen (S. 82ff.). Die Interpretation, sie hätten als Symbol der Hausherrin, die den gewürzten Wein ohne beim Trinken störende Zutaten zu kredenzen verstand, gedient, überzeugt vom Funktionalen wie vom Soziologischen her wenig. Allerdings weiß ich derzeit auch keine bessere Lösung.

Daß „animal amulets“ (S. 106–147) von jedem Archäologen als Amulette anerkannt werden, überrascht angesichts ihrer technisch-handwerklichen Zwecklosigkeit nicht. Ihre „Schmucklosigkeit“ im Gegensatz zu Glas- und Bernsteinperlen oder auffälligen Steinen verbietet einen rationalistisch verbrämten Rückzug auf ein vorgebliches „Schmuckbedürfnis“ primitiver Völker, die sich unbefangen wie Kinder an glitzernden Glasperlen freuen. Dieses Kapitel vereint Objekte und Beobachtungen, die nach Ursache und Wirkung schon für die Angelsachsen eigentlich nicht zusammengehören konnten: Belemniten (mit einem Exkurs über „elf-shot“ = Hexenschuß), versteinerte Schnecken und fossile Seeigel (dazu R. Moschkau, Ein fossiler Seeigel mit künstlichem Anschliff als bronzezeitliche Grabbeigabe und die volkskundliche Überlieferung. In: Studien zur Lausitzer Kultur. Forsch. Vor- u. Frühgesch. 3 [1958] 152ff.), Cypraea-Schnecken (weiter erhellend wäre ein Blick in die Arbeit von Voigt mit der inzwischen natürlich überholten Verbreitungskarte a.a.O. 177 Abb. 3 gewesen; vgl. jetzt Arends a.a.O. 167ff.), Zähne von allen möglichen Tieren, Hirschgeweihrosen und verzierte Knochenscheiben, Vogelkrallen und sonstige Tierknochen.

Nur wenig Schwankungen unterworfen war die Beliebtheit der Eberhauer. Ihre apotropäische Kraft wurde für den Schutz von Kindern und Frauen genutzt, während eine Verwendung als Jagdtrophäe, die natürlich ebenfalls Schutz gewähren sollte, oder am Pferdegeschirr keineswegs zu allen Zeiten üblich war (vgl. etwa Volks Glaube 129 und neuerdings G. Fingerlin, Eberzahnanhänger aus Dangstetten. Fundber. Baden-Württemberg 6, 1981, 417ff.). In den angelsächsischen Gräbern tauchen sie jedenfalls allein bei Frauen und Kindern auf. Daß Bärenzähne – im Gegensatz zum Kontinent – gänzlich fehlen, sei hier nur angemerkt.

Erwähnenswert sind einige zusammengesetzte „Perlen“ aus Gold oder Silber mit Bronze und eingelegten Muschelstückchen (S. 129ff.). Diese Technik begegnet sehr selten und erinnert in ihrer Kompliziertheit und Materialwahl an hallstädtische Hohlkugeln, die

aus sorgfältig zugeschliffenen Korallenstiften zusammengesetzt sind (etwa R. Koch, Katalog Eßlingen 1 [1969] Taf. 18, 27–30).

Im Kapitel „manufactured amulets“ (S. 148–191) ist alles Mögliche zusammengefaßt. Während die Anhänger in Gestalt von Waffen oder Geräten auf dem Kontinent bis in die späte Kaiserzeit zurückzuverfolgen sind, treten sie in England erst im 7. Jahrhundert auf, so daß Meaney eine Abhängigkeit der angelsächsischen Schmucksitte vom Kontinent annimmt (S. 156). Die nächste wichtige Gruppe bilden die prismatischen oder konischen Knochenanhänger, die sie mit J. Werner als „Herkuleskeule und Donar-Amulett“ deutet (S. 162ff.). Dagegen bleibt die Interpretation konischer Bronzeblechröhren mit Aufhänger nach wie vor unklar (S. 164f.); möglicherweise dienten sie als Griffe für Haarpinsel und der Körperpflege. Mit der Trageweise auf dem Kontinent (oft an langen Gürtelgehängen) läßt sich dies allerdings kaum vereinbaren. Vielleicht sollte man doch eher im Auge behalten, daß auch Haare von bestimmten Tieren (etwa Bock, Dachs, Marder, Wiesel) an sich einen Amulettwert besaßen und als Quasten gefaßt oftmals an neuzeitlichen „Fraisketten“ begegnen.

Aus einigen Kindergräbern stammen „Eimer-Anhänger“ aus Bronze (S. 166ff.), für die spätkaiserzeitliche Vorläufer von Nordgermanien bis zur Černjachov-Kultur namhaft gemacht werden. „They are perhaps symbolic of the ecstatic power of alcoholic drink“ (S. 168), aber wenn dem je so gewesen sein sollte, dann hat sich die Form sehr schnell von der Funktion gelöst, weil – wie schon Meaney bemerkt – dieser Sinn gerade bei Kindern nicht so recht einleuchtet. Dies trifft für die spätrömischen „Krugperlen“ (S. 194 Abb. VI.b; dazu Werner, Časopis Brno 57, 1972, 138f.) ebenso zu wie für die späthallstatt/frühlatènezeitlichen „Körbchenanhänger“ Mitteleuropas und Oberitaliens (Volksglaube 118; 194ff.).

Ohne rechte Parallele im germanischen Material sind zwei handförmige Anhänger aus Silber (S. 168f.). Eine Anknüpfung an viel ältere Handamulette in Ägypten (noch dazu nie aus Silber) scheint Meaney etwas gewagt – zu Recht, solange die ostmediterranen Amulette des Frühmittelalters so wenig bekannt sind.

Besonders häufig treten Schlüssel in den Frauengräbern auf, sei es als tatsächlich funktionierende Geräte, sei es als kunstvoll ausgeführte Anhänger in Schlüsselgestalt (dann meist paarweise). Im Gegensatz zu Arends (a.a.O. 29–136) interessiert sich Meaney nicht im mindesten für die zugehörigen Schlösser, sondern steuert gleich auf das Ergebnis zu: „Once again, I think, we return to the idea that girdle-pendants symbolise the woman's role, and therefore are liable to acquire more than one value. The girdle-hangers symbolise not only a woman's care for her husband's property, but also that she has the key to his manhood“ (S. 179f.). Dazu zitiert sie zwei köstlich zweideutig zu lesende Rätsel aus dem Exeter Book, obschon natürlich die Geste des Auf- und Zuschließens auch eine allgemeinere Bedeutung gehabt haben wird.

Zwiespältig bleibt – wie schon die Überschrift ausdrückt – die Behandlung der „work-boxes oder relic-boxes?“, also Nähkästchen oder Amulettkapseln? (S. 181ff.). Mindestens 36 Exemplare der zylindrischen Bronzeblechkapseln sind aus Gräbern des 7. Jahrhunderts bekannt. Viele enthalten kleine Stoffstückchen (manche mit Saum) und/oder Fäden (manchmal mit erkennbar verschiedenen Farben), zuweilen aber auch Moos oder Leder, selten sogar eine Eisennadel mit aufgewickelten Fäden. Angesichts der kontinentalen Parallelen, für die spätestens seit J. Werners Untersuchungen zum Grab von Wittslingen eine Deutung als christliche Amulettkapseln nicht mehr bestritten wird (S. 187 Abb. V.nn: Verbreitungskarte nach Salin; nicht unwichtige Ergänzungen bei W. U. Guyan, Das alamannische Gräberfeld von Beggingen-Löbern [1958] 14 Abb. 2 und U. Koch, Das Reihengräberfeld von Schretzheim. Germ. Denkmäler Völkerwanderungszeit, Ser. A, 13 [1977] 86 Anm. 86; merkwürdigerweise fehlen in England die runden

Kapseln gänzlich: letzte Karte bei R. Koch, *Bodenfunde der Völkerwanderungszeit aus dem Main-Tauber-Gebiet*. Germ. Denkmäler Völkerwanderungszeit, Ser. A, 8 [1967] 45 Abb. 4), bietet Meaney einen halbherzigen Kompromiß an: „These boxes were symbolic of the woman's role in Anglo-Saxon society: therefore, they probably partook of something of the nature of amulets, but probably without actually being such“ (S. 188). Sie sollten also die „feminine tasks of healing and textil-working“ symbolisieren, wobei anhand einiger Schriftquellen auf die Verwendung von Textilien oder Fäden im Rahmen der medizinischen Magie hingewiesen wird. Was von dieser Interpretation zu halten ist, soll weiter unten im Zusammenhang mit dem allgemeinen religiösen Hintergrund erläutert werden.

Die letzte Kategorie stellen die „found amulets“ dar (S. 192–238). Merkwürdigerweise finden sich hier die Perlen aus Glas und anderem handwerklich hergestelltem Material, und zwar mit der Begründung, gestützt auf die Glasspezialistin M. Guido, daß man nicht recht zwischen angelsächsischen und römischen oder gar noch älteren Glasperlen unterscheiden könne. Da alle diese Perlen nach Tragweise, Kombination usw. gleichbehandelt würden, sei es unwichtig, in welchem Kapitel sie letztlich erschienen (S. 192ff.). Wenn aber andererseits die Versteinerungen im Kapitel über die „mineral amulets“ stehen, obschon sie bestimmt alle „gefunden“ und wegen ihrer natürlichen Form geschätzt wurden, wird schon deutlich, wie schwierig es ist, zu einer eindeutig durchzuhaltenden Klassifizierung zu gelangen. Nicht zuletzt deshalb, weil die meisten Objekte zu mehr als einer Kategorie gehören (vgl. Volksglaube 116ff.). Das genannte Argument leuchtet vor allem bei den großen Perlen nicht ein, die mit J. Werner als „magische Schwertanhänger“ bezeichnet werden, denn sie spielen im Westen vor der Hunnenzeit so gut wie keine Rolle (S. 197 Abb. VI.e), können also gar nicht älter als das 5. Jahrhundert sein. Nach der Mitte des 6. Jahrhunderts verschwinden sie in England so gut wie vollständig. Sie begegnen allerdings auch in Frauengräbern, und zwar meist in einer Lage, die eine Deutung als Spinnwirtel ausschließt. Das stellt auch Arends (a.a.O. 220ff.) fest, doch bevorzugt er eine funktionalistische Interpretation als „Schmuck, im Sinne eines veredelten Gerätes“ (a.a.O. 220); „... ein Gebrauch als Amulett kann nicht eindeutig nachgewiesen werden“ (a.a.O. 221). Doch muß er angesichts zahlreicher Wirtel am Gürtelgehänge schließlich zugeben, daß ihnen dann „eindeutig Schmuck- oder auch magische Funktion“ beizulegen sei (a.a.O. 227).

Bei den normalen Glasperlen bezieht Meaney eindeutig Stellung zugunsten eines vorrangigen Amulettcharakters: „I think we must assume that beads of all kinds would have been regarded in the same way – that is, if some of them were magic (which we have good reason for supposing) the others were too“ (S. 205). Dies widerspricht natürlich unserem säkularisierten Verhältnis zu Form und Material eines Schmucks, wird aber „primitiven“ Denkweisen sicher besser gerecht als unsere scheinbar so vernünftige Rationalität (Volksglaube 131f.).

Amulettcharakter ist nicht zu bestreiten für aufgesammelte Feuersteine, meist bearbeitet, die zusammen mit anderen Amuletten aufbewahrt wurden (S. 210ff.). Bemerkenswert ist, daß im modernen Volksbrauch der Insel Feuersteinspitzen eine wichtige Rolle beim Wetter- oder Viehzauber spielen, aber in den angelsächsischen Gräbern gänzlich fehlen, ebenso wie die geschliffenen Steinwerkzeuge, die anderwärts als „Donnerkeile“ sehr geläufig waren, jedoch vielleicht weniger zum Eigentum eines Individuums gehörten (vgl. neuerdings M. Korfmann, Herstellung „prähistorischer“ Steinbeile und -äxte in der Antike? *Istanbuler Mitt.* 23–24, 1973–1974, 39ff.).

Ebenso eindeutig ist die Sachlage bei den vielen römischen und frühmittelalterlichen Münzen (S. 213ff.), die überwiegend gelocht oder gehenkelt getragen wurden. Als „Geld“ spielten sie damals keine Rolle, weil keine Geldwirtschaft existierte. Wesentlich

waren das blinkende Metall (was zu allen Zeiten als wirksame Abwehr gegen den Bösen Blick galt) und oft wohl außerdem das Münzbild, in das man etwas hineinlesen konnte. Dies geht auch daraus hervor, daß im 7. Jahrhundert Münzen, gleich welcher Art, besonders beliebt waren, die irgendein Zeichen trugen, das als Kreuz interpretierbar war (S. 220f.), „and I would argue strongly that these coin-pendants were worn as specifically Christian protective amulets“ (S. 221).

Andere Altstücke aus römischer oder älterer Zeit begegnen bei den Amulettsammlungen so häufig (S. 222ff.), daß sie geradezu als wesentlicher Bestandteil gelten können (S. 250). Besonders häufig sind natürlich römische Kleinfunde, die immer wieder in den Ruinen aufgelesen werden konnten und teils wegen ihres Materials (Glas, Gemmen, Email), teils wegen ihrer Form (Schlüssel, Scheibe, Rad, Durchbruchmuster) als magisch wirksam erachtet wurden. Den Schluß bildet eine kleine Frauenfigur aus Bronze und Eisen (S. 231ff.), für die keine überzeugende Parallele namhaft gemacht werden kann. Die erörterte Verknüpfung mit späthallstattischen Figürchen Südwestdeutschlands findet stilistisch keine rechte Stütze und setzt einfach zu viele Zufälle voraus, um zu erklären, wie dieses Stück in ein Grab des 7. Jahrhunderts in Kent gelangen konnte.

„It is in the nature of a pioneer investigation of this kind that conjectures are many, conclusions few“ (S. 239). Damit beginnt die Zusammenfassung, aber bei näherem Hinsehen ist es doch recht viel, was diese Untersuchung zutage gefördert hat. Das betrifft die Umschreibung des Personenkreises, der bevorzugt Amulette trug (S. 239ff.). Das einzige, was der männlichen Sphäre zuzuschreiben ist, sind die „magischen Schwertanhänger“, die zuweilen auch ohne Schwert in Männergräbern vorkommen. Das ist noch weniger, als für die keltische Zeit zu beobachten ist (Volksglaube, passim), wo wenigstens ab und zu Eberhauer oder sonstige Amulette bei Kriegergräbern begegnen. Ob dadurch ein Ausgleich geschaffen wurde, daß die Waffen und der Schwertgurt durch magische Zeichen eine entsprechende Aufwertung erfuhren, läßt Meaney dahingestellt (S. 240ff.).

Eine zweite Gruppe bilden die Kinder (S. 245). Nur wenige Gräber enthielten eine größere Anzahl von Amuletten, meist besaß ein Kind nur eine einzelne Perle (an einer Schnur um den Hals) aus Glas oder Bernstein, besonders in christlicher Zeit. Meaney zweifelt nicht daran, daß hierin die Schutzbedürftigkeit des Kindes, vor allem gegenüber dem Bösen Blick, zum Ausdruck kommt (S. 28; 205). Auffällig sind etliche Biberzähne in Kindergräbern (S. 136), die – wie Tierzähne zu allen Zeiten – durch Analogiezauber beim Zahnen helfen sollten.

Die Masse der Amulette stammt aus sicheren Frauengräbern. Wie erwähnt, wird eine weitere Differenzierung, etwa nach Altersklassen, nicht durchgeführt. Angemerkt wird nur (S. 30), daß in einigen Gräberfeldern die reichsten Frauen auch die größte Amulettsammlung besaßen. Angesichts des nicht selten kostbaren Materials erstaunt dies nicht weiter, weil ärmere Frauen Amulette aus vergänglichem Material besaßen und zu denselben Zwecken benutzt haben könnten. Wichtiger wäre es herauszufinden, warum manche Frauen vergleichbaren Standes Amulette trugen und manche nicht.

Dazu muß allerdings eine ausreichend gute anthropologische Basis zur Verfügung stehen, wenn man gewissen Regeln auf die Spur kommen will (Pauli, Ungewöhnliche Grabfunde aus frühgeschichtlicher Zeit. Archäologische Analyse und anthropologischer Befund. Homo 29, 1978, 44ff.). Dabei ist grundsätzlich zu unterscheiden zwischen individueller Motivation (besondere Schutzbedürftigkeit aufgrund von akuter oder chronischer Krankheit, wohl auch bei außergewöhnlichen psychischen Belastungen) und gruppenspezifischer Motivation, die für jedes Gruppenmitglied zutreffen mußte (Kinder, unverheiratete oder schwangere Frauen, Familienoberhaupt, „Medizinmann“). Diese Kategorien sind natürlich nicht streng zu trennen, weil auch innerhalb der Gruppe eine

unterschiedliche Meinung über Notwendigkeit und Nutzen der Amulette bestehen kann. Jedenfalls vermag Meaney nur zwei Beispiele zu nennen, in denen eine individuelle Motivation für den Amulettgebrauch möglich wäre (S. 31f.). Zum einen Grab 43 von Alfriston (Sussex) mit einer Frau, die an Hüftgelenkstuberkulose litt. Sie besaß zahlreiche Perlen und Fibeln (darunter offenbar auch Altstücke), eine Adlerkralle und eine Cypreaa. Halbwegs gut verheilte Knochenbrüche dagegen, die am Skelett noch am ehesten zu erkennen sind, scheinen keine Folgen gezeitigt zu haben, die nach Amuletten verlangten. Unter über 100 festgestellten Fällen gibt es mit Grab 31 von Study Camps (Cambs.) nur ein in seiner Bescheidenheit geradezu als Bestätigung wirkendes Beispiel; eine Frau dürfte nach einem schlecht verheilten Schienbeinbruch gehinkt haben und hatte an ihrer eisernen Gürtelkette einen unscheinbaren Bronzeanhänger befestigt.

Zur Lage der Amulette im Grab ist noch anzumerken (S. 32ff.), daß sie nicht immer zum Halsschmuck oder einem Gürtelgehänge gehört haben können. Manchmal, besonders im 7. Jahrhundert und in reichen Gräbern, waren sie – wohl in einem Beutel oder Holzkästchen – an beliebiger Stelle deponiert. In einem Fall waren sogar alle Beigaben, nichts als eine Halskette mit Amuletten und anderer Krimskrams mit Amulettcharakter, zusammen zwischen dem Oberkörper und dem linken Arm niedergelegt worden. Der am keltischen Material angerissenen Frage, wie weit es sich dabei um „Bannmittel“ handeln könnte, die die Hinterbliebenen einer aus irgendwelchen Gründen mit Mißtrauen betrachteten Toten ins Grab gaben (Volksglaube 171ff.), wird nicht nachgegangen.

Bei den am Gürtel hängenden Amuletten trennt Meaney zwei Kategorien. Die erste umfaßt solche Gegenstände, die als Statussymbol der (Haus-)Frau gelten und erst sekundär eine gewisse Amulettfunktion erhalten haben sollen: Schlüssel und Sieblöffel als Zeichen für die treusorgende Hausfrau und aufmerksame Gastgeberin, Kristallkugel und später die Blechkapsel als Zeichen für die hilfreiche Mutter, die immer schnell etwas heilen mußte. Daß etwa die waffenförmigen Anhänger nicht recht dazu passen, gibt Meaney selbst zu (S. 249). Die zweite Kategorie sind die Gürteltaschen, die gewöhnlich links getragen wurden und alle möglichen Kleinigkeiten enthielten. Deren Zusammensetzung ist ziemlich regelhaft (S. 250): ein Glasfragment, Eisen- und Bronzeringe, oft miteinander verbunden, ein Altstück, mindestens 100 Jahre alt, ein tierisches Amulett, insgesamt also eine Kombination verschiedener Materialien.

Kürzlich hat J. N. L. Myres (*Amulets or Small Change?* *Antiqu. Journal* 58, 1978, 352) einen Vergleich mit dem Hosentascheninhalt heutiger Schulbuben ins Feld geführt, um seine Theorie von einer Funktion solcher Amulette als „Kleingeld“ im Tauschverkehr zu begründen. Meaney (S. 319 Anm. 38a) kann sich nur mehr andeutungsweise damit auseinandersetzen und meint vorsichtig, vielleicht hätten die Frauen, da sie ja nur einen Beutel besaßen, darin Dinge für verschiedene Zwecke verwahrt. Ich halte diese Theorie, die sich außerdem darauf beruft, daß Amulette doch sichtbar getragen und nicht in einem Beutel versteckt worden seien, für eine gänzlich unzulässige Rückprojizierung von unreflektierten Vorstellungen des 19./20. Jahrhunderts. Sie entspricht nicht im geringsten dem, was wir über die Handhabung und Zusammensetzung der Amulette in anderen Zeiten (Volksglaube 136f.) und die Geldfunktion von Gegenständen in Wirtschaftssystemen ohne geprägte Münzen wissen (vgl. etwa P. Einzig, *Primitive Money* ²[1966]).

Daher ist nach wie vor Meaney rechtzugeben, wenn sie in den Amulettsammlungen, die es auch auf dem Kontinent zur Genüge gibt (S. 250ff.), vielfältig wirksame Arsenal magischer Gegenstände sieht. Sie können dienlich sein bei der Heilung von körperlichen und seelischen Krankheiten, beim Wahrsagen oder beim Geisterbeschwören. Neben diesem aktiven Aspekt, der an „Hexen“ oder neutraler: an „weise Frauen“ mit einer Sonderstellung in der Gesellschaft denken läßt (S. 257), sollte aber der passive nicht

vernachlässigt werden, nämlich die „Schutzfunktion“, die im modernen Volksbrauch gleichberechtigt dokumentiert ist und auf die subjektiven Bedürfnisse des Individuums Bezug nimmt. Dies würde Spekulationen über die Vererbung magischer Fähigkeiten (S. 262) überflüssig machen, die sich an Amulettsammlungen auch bei Kindern und jungen Frauen, begraben mit ihrem Kind, knüpfen.

An diesem Punkt werden die am frühkeltischen Material erarbeiteten Ergebnisse (Volksglaube 152ff.) leider nicht in befriedigendem Maße überprüft und verglichen, und für den Außenstehenden ist dies auch nicht ohne weiteres nachzuholen, weil, wie gesagt, Gräberfeldanalysen fehlen und anthropologische Daten nur sporadisch mitgeteilt werden. Überhaupt wäre es für eine Zusammenschau, gerade für Nichtspezialisten (und Skeptiker!), nützlich gewesen, noch ein bißchen mehr in andere Zeiten zu blicken, um das „Zeitlose“ des Amulettglaubens vom jeweils „Zeitgebundenen“ besser unterscheiden zu können. Gewiß fehlt nicht die Feststellung, daß „some of these collections of objects hung around women's and children's necks resemble sets of amulets worn from 'time immemorial'“ (S. 246; bei Saint-Jean-sur-Tourbe handelt es sich übrigens nicht um „Grab 122“, sondern „122“ ist nur die fortlaufende Nummer meiner Fundortliste), aber dann wundert man sich doch wieder über einen Hinweis auf die magische Bedeutung von Augenperlen, die heute in Istanbul an die Touristen verkauft werden, ohne daß die Augenperlen der Frühlatènezeit mit ihrem unbestreitbaren Amulettwert (Volksglaube 132) auch nur erwähnt werden.

Kann man diese nur flüchtig behandelte „Zeitlosigkeit“ noch verschmerzen, weil vielfach die Vorarbeiten fehlen, um mehr als Banalitäten aneinanderzureihen, so ist es doch zu bedauern, daß das Schlußkapitel „Changing fashions in Anglo-Saxon amulets“ (S. 262ff.) so knapp ausgefallen ist und kaum über die Aufzählung nackter Fakten hinauskommt. Schließlich fällt in die Jahre um 600 der Beginn der Missionierung der Angelsachsen durch Augustinus und seine Gefährten. Nicht ohne gefährliche Rückschläge ging die Christianisierung der germanischen Reiche auf der Insel vor sich, wobei dann auch noch das iro-schottische Mönchtum eine spezifische Rolle spielte. Gleichwohl bezeichnet Meaney alle Friedhöfe des 5./6. Jahrhunderts pauschal als „heidnisch“, die jüngeren als „christlich“. Listet man auf, was aus diesem Kapitel und einigen Randbemerkungen an chronologischer Differenzierung zu erfahren ist, so ergibt sich folgendes Bild:

1. In nordgermanischer Tradition der Völkerwanderungszeit stehen allgemein verbreitete Kategorien: dunkle Glasperlen, gelochte Münzen und Altstücke (S. 262f.).

2. Schwertanhänger gibt es seit der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts; mit einer einzigen Ausnahme scheinen sie die „Christianisierung“ nicht überlebt zu haben (S. 263; ein gewisser Widerspruch zu 197 Abb. VI.e, wonach schon nach 550 die Sitte endet).

3. Seit dem späten 5./frühen 6. Jahrhundert tauchen neue „gemeingermanische“ Formen auf: Bernstein- und Bergkristallperlen, Sieblöffel (S. 84) und „Donaramulette“ (S. 263f.).

4. Im späteren 6. Jahrhundert setzen neue Amulettkategorien ein: Fossilien, Tierknochen und -zähne, Eimer- und Schildanhänger (S. 264).

5. Mit der „Christianisierung“ verschwinden die „Donaramulette“ (S. 264), die Fossilien (S. 116; 122), ebenso fast völlig der Bernstein (S. 264), dessen Blütezeit nur etwa ein halbes Jahrhundert währte.

6. Bergkristallanhänger und Sieblöffel behielten ihre Beliebtheit bis in christliche Zeit, dann allerdings anscheinend nur außerhalb von Kent (S. 263).

7. Erst mit der „Christianisierung“ finden sich – verständlicherweise – kreuzförmige Anhänger, aber auch Amethystperlen, Porphyranhänger, Biberzähne, Cypraeen und Anhänger in Waffen- oder Gerätform (S. 264).

8. Die Bronzekapseln treten ebenfalls erst mit der „Christianisierung“ auf (S. 264f.).

Was dazu an Interpretation geboten wird, ist höchst widersprüchlich. An den intensiven Beziehungen Kents nach Süden, die den Handel sehr förderten, orientiert sich die Meinung (S. 269): „Therefore, it seems that the earliest Christian English ladies would have had to content themselves with an amuletic cross pendant, if they lived away from the trade-routes or were too poor to purchase amethysts and cowries.“ Und (S. 172): „The newly converted Anglo-Saxons appear to have been at least as superstitious as their pagan relatives and forebears“; dies bezieht sich auf eine neue Vorliebe für Schmuck mit Knoten und Schleifen, der die alten Materialien teilweise ablöste. Schließlich (S. 138): „... certain semi-pagan, semi-magic practices seem to have become more frequent at the time of the first introduction of Christianity“; dies bezieht sich auf Bestattungsbräuche mit isolierten Schädeln oder Zähnen in der Grabgrube.

Nun bedürfte es einer genaueren Untersuchung, ob und wie weit Anfang und Ende der einzelnen Amulettkategorien mit den politischen und ökonomischen Verhältnissen (intensivierter „Fernhandel“) zusammenhängen, aber insgesamt muß man doch sagen, daß die Menge und Vielfalt der eigentlichen Amulette im 7. Jahrhundert keineswegs zurückgegangen ist – eher im Gegenteil. Manches allzu Auffällige scheint vorübergehend aufgegeben und durch auf den ersten Blick Unverfängliches ersetzt worden zu sein; manches wird lieber in Beuteln getragen als offen zur Schau gestellt. Das heißt jedoch, daß auch nach der Christianisierung der Glaube an gewisse magische Kräfte in Formen und Materialien sowie an magische Praktiken ungebrochen weiterexistierte, ja zunächst anscheinend sogar verstärkt wurde. Auch wenn die Kirche, schon aus chronologischen Gründen, auf dem Kontinent wie in England nicht allein (und ungewollt!) für den Amulettboom des Frühmittelalters verantwortlich gewesen sein kann (im Sinne einer vorübergehenden geistigen Verunsicherung der Menschen; vgl. Volksglaube 199), so reizt es doch um so mehr zu untersuchen, was durch den Einfluß des Christentums tatsächlich verändert wurde und was nicht. Daß man „heidnische“ Zaubersymbole und Amulette meist bald durch äußerlich „christliche“ ersetzte, liegt auf der Hand (vgl. die Bemerkungen zu den Münzen: S. 220f.) und läßt sich in besonderen Fällen sogar archäologisch anschaulich zeigen (Pauli, *Heidnisches und Christliches im frühmittelalterlichen Bayern*. Bayer. Vorgeschbl. 43, 1978, 147ff.). Andererseits ist nicht zu verkennen, daß das Christentum selbst genügend „magische“ Elemente besitzt, die dem Neugetauften und selbst noch seinen Kindeskindern keineswegs als grundverschieden von den alten Anschauungen erscheinen mußten. Man denke nur an die Auferstehung Christi, die Eucharistie, die Wunder, den Reliquienkult usw. Der einzige Unterschied war der, daß das Christentum das Monopol auf Wunder (durch die Heiligen) für sich beanspruchte und Magie außerhalb seines Ritus für „heidnisch“ und damit sündhaft erklärte, besonders wenn Frauen daran beteiligt waren (die in der kirchlichen Hierarchie keinen Platz hatten). Daß es hierbei bewußt und unbewußt Konzessionen an viele alte Vorstellungen machte (einschließlich der Marienverehrung), indem es diese nur wenig modifiziert in das Lehrgebäude integrierte, gehört zu diesem Prozeß der Auseinandersetzung.

Auf diesem Hintergrund besteht kaum mehr ein Zweifel, daß auch die angelsächsischen „Amulettkapseln“ des 7. Jahrhunderts wie ihre fränkisch-alamannischen Vorbilder als Zeugnis christlichen Gedankenguts – wie stark und richtig auch immer – zu interpretieren sind. Sie enthielten geweihte Stoffstücke, Fäden und Pflanzenreste, oft wohl noch alles Mögliche, was sich heute nicht mehr nachweisen läßt. Womit man rechnen muß, hat kürzlich M. Weidemann zusammengestellt (Reliquie und Eulogie. Zur Begriffsbestimmung geweihter Gegenstände in der fränkischen Kirchenlehre des 6. Jahrhunderts. In: J. Werner [Hrsg.], *Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961–1968*. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 23 [1977] 353ff.). Zur weite-

ren Illustration möchte ich auf eine Stelle bei Gregor von Tours (Hist. 9, 21) verweisen, die exemplarisch die unauflösbare Verquickung von magischen Praktiken, urtümlichen Vorstellungen vom wundertätigen Charisma des Königs und christlicher Überhöhung bezeugt. Sie handelt vom Einsatz des als sehr christlich geschilderten Königs Guntramn (561–592) bei der Bekämpfung einer Seuche in Marseille und Umgebung durch Aufforderung zu Bittgebeten, Fasten und eifrigem Kirchenbesuch sowie durch Vertrauen auf die „Barmherzigkeit des Herrn“. Dabei trug sich jedoch folgendes zu: „Es erzählten auch die Gläubigen allgemein, daß ein Weib, dessen Sohn vom viertägigen Fieber geplagt wurde und auf seinem Bette schwer darniederlag, sich in dem Gedränge des Volkes dem König von hinten genähert und heimlich einige Fransen von seinem Königsmantel abgerissen habe; die habe sie dann in Wasser gelegt, ihrem Sohne davon zu trinken gegeben und sofort, als er seinen Durst gestillt, sei er geheilt worden.“ Der folgende Nachsatz zeigt, daß Gregor darin absolut nichts Heidnischen sah: „Ich meinerseits setze hierin keinen Zweifel, da ich öfters gehört habe, wie böse Geister in Besessenen seinen Namen anriefen und, da seine Wunderkraft sie erkannte, ihre Freveltaten gestanden.“ (Übersetzung nach S. Hellmann in: *Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit*, 2. Gesamtausgabe Bd. 9, 2. Hälfte * [1913] 40; dort in Anm. 1 ein einsichtiger Kommentar). Was aber muß dann erst im fernen England möglich gewesen sein?

Dazu bietet das Schiffgrab von Sutton Hoo, Begräbnisstätte des ostanglischen Königs Raedwald, ein instruktives Beispiel. Raedwald war zwar in Kent, dem ersten Ziel der päpstlichen Mission, mit dem Christentum in Berührung gekommen, aber zuhause tat er etwas, was Bede (Hist. eccl. II, 15) nur mit Abscheu berichten konnte: Er vereinte den heidnischen und den christlichen Kult unter einem Dach; das muß bis um 650 so geblieben sein, denn Raedwalds Großneffe, König 663–713, sah diesen „Tempel“ noch als Kind. Raedwalds Frau war eine erklärte Heidin (dazu N. Scarfe, *Raedwald's Queen and the Sutton Hoo Coins*. Proc. Suffolk Inst. Arch. and Hist. 34, 1980, 251ff.), und sie ließ ihn nach seinem Tod (624) nach heidnisch-nordgermanischer Sitte mit allem Prunk bestatten. Dabei kam auch etwas mit ins Grab, dessen Geheimnis wohl nur Raedwald selbst und sein Goldschmied kannten (wenn es nicht ein Geschenk war): eine goldene Gürtelschnalle mit hohlem und aufklappbarem Beschlag (R. Bruce-Mitford, *The Sutton Hoo Ship-Burial* 2 [1978] 536ff.), in England gearbeitet nach dem Vorbild der gallisch-burgundischen Reliquiarschnallen, die von hohen Geistlichen getragen wurden (ausführlich dazu J. Werner a.a.O. [St. Ulrich und Afra] 301ff.). Diese enthielten Phylakterien, Pilgerandenken usw., vor allem aus den biblischen Ländern und Ägypten (vgl. den ägyptischen Nummulithen: S. 122), aber nur in Glücksfällen nachweisbar. Was die hohle Schnalle Raedwalds einst enthielt, weiß man nicht. War es ein „christliches Amulett“, verborgen unter einem „heidnischen“ Tierstil, der die repräsentative Außenseite zierte – eine Rückversicherung nach beiden Seiten wie der Doppeltempel?

Diesen Aspekt, die Frage nach der Auseinandersetzung zwischen alten und neuen Glaubensinhalten sowie deren Bestimmung und Überlagerung durch zeitlose Verhaltensmuster, hat Meaney gänzlich ausgeklammert, indem sie eine Trennlinie zwischen „religiös“ und „magisch“ zieht (etwa S. 27 und 245). Diese wird nirgends schlüssig definiert und hat wohl auch wenig Sinn, wenn selbst die theoretisierenden Religionswissenschaftler sich über die Abgrenzung nicht einig sind (obwohl heute noch Volkskundler darauf bestehen, daß „Volks“-Glaube „nur vor der Folie einer Hochreligion und in der Unterscheidung von ihr definiert werden“ könne: L. Kretzenbacher, *Österr. Zeitschr. Volkskde.* 79, 1976, 184). Hier muß die weitere Forschung pragmatisch ansetzen, in England wie auf dem Kontinent, um nicht bei einer Beschreibung von Amuletten (dazu zählen schließlich auch die Goldblattkreuze Mitteleuropas und Italiens, eigens für das Grab angefertigt) oder Kulthandlungen stehenzubleiben: Chronologische Details sind zu

klären, kirchengeschichtliche Überlieferungen zu interpretieren, politische und ökonomische Verhältnisse zu berücksichtigen, sozialpsychische Komponenten einzukalkulieren, Verbreitungen von Sachformen zu beachten.

Meaney hat dazu eine Vorarbeit geleistet, die nach Umfang und Ideenreichtum bisher keine Parallele in der frühmittelalterlichen Archäologie und Geschichtsforschung besitzt. Sie bietet eine wahre Fundgrube für alle möglichen Details, die mit diesem Thema zusammenhängen, noch dazu erschlossen durch ein höchst lobenswertes Sach- und Ortsregister. Man kann nur hoffen, daß in Zukunft auch die Volkskundler und Religionswissenschaftler von solchen Arbeiten Notiz nehmen, um etwas für die historische Tiefe ihrer Forschungsgebiete hinzuzugewinnen.

München/Regensburg

Ludwig Pauli

Vera I. Evison, *A Corpus of wheel-thrown pottery in Anglo-Saxon graves*. Royal Archaeological Institute Monograph Series, Leeds 1979. IX, 148 Seiten, 36 Abbildungen, 10 Tafeln, 5 Karten und 2 Tabellen.

Den Unterschied zwischen scheibengedrehter und handgemachter Ware in England hat erstmals Leeds gesehen, und schon 1913 hatte er Verbindungen zwischen kontinentaler und angelsächsischer Keramik aufgezeigt. Bei der Suche nach Parallelen auf dem Kontinent fiel ihm auf, daß in Jütland, der Heimat der Angelsachsen, die Drehscheibe zu jener Zeit unbekannt war, daß aber im Rheinland sich ganz ähnliche Keramik fand wie in Kent. Für Leeds war bis zu seinem Tode, 1956, klar, daß die hier zutage gekommenen scheibengedrehten Tonflaschen rheinisches Fabrikat waren. Seither sind kaum Fortschritte in der Bearbeitung dieser Keramik gemacht worden. Man muß der Autorin beipflichten, wenn sie meint, daß ein Überblick jetzt fällig wäre und ihr dankbar dafür sein, daß sie diesen so sorgfältig gegeben hat, wie man das von ihren Publikationen gewohnt ist. Gerne glaubt man ihr, daß der Arbeit mit einem nur zum Teil und in höchst unterschiedlicher Weise publizierten Material viele Schwierigkeiten entgegenstanden.

Nach einem kurzen Überblick über die Forschungsgeschichte folgt eine Beschreibung der scheibengedrehten Gefäße, die nach ihren Formen in fünf Gruppen eingeteilt werden. Die erste, die der Flaschen, wird nochmals in zehn Untergruppen geteilt. Insgesamt konnten 128 Gefäße erfaßt werden, davon sind 66, also etwas mehr als die Hälfte, Flaschen. Mit 30 Exemplaren sind Knickwandtöpfe noch relativ häufig vertreten. Weitaus die meisten scheibengedrehten Gefäße wurden in Kent gefunden, von den 66 Flaschen nicht weniger als 60. Alle weisen Gebrauchsspuren auf, manche auch Feuerspuren. Mit einer einzigen Ausnahme wurden alle vollständigen Gefäße in Skelettgräbern gefunden. Lediglich eines taucht in Mucking als Urne auf. Wichtig ist, daß kein scheibengedrehtes Gefäß in einem Grabzusammenhang vorkommt, der sicher älter ist als 550. Einige der Gräber enthalten neben den Gefäßen noch andere Gegenstände fränkischer Herkunft. Im zweiten Kapitel wird versucht, keramische Erzeugnisse auf dem Kontinent aufzuspüren, die ähnliche Charakteristika wie die englischen aufweisen. Bei diesem Unterfangen behinderte die Autorin der höchst unterschiedliche Forschungsstand in den einzelnen westeuropäischen Ländern. Große Teile des Materials, vor allem in Frankreich, sind noch unpubliziert.

Bei einer eingehenden Behandlung aller kontinentalen Gefäße, die Ähnlichkeit mit den englischen aufweisen, zeigte sich aber deutlich, daß Parallelen hauptsächlich in Nordwest-Frankreich und Belgien, also in der Nähe der Kanalküste, zu finden sind. Der oft verwendete Begriff „Jutish bottles“ ist jedenfalls vollkommen falsch, in Jütland war in der fraglichen Zeit Drehscheibenware ganz unbekannt. Die scheibengedrehten Gefäße